

Rebecca Hardiman

it

Oma lässt
grüßen, sie
hat deine nervige
Tochter entführt

Roman

Rebecca Hardiman



it

Oma lässt
grüßen, sie
hat deine nervige
Tochter entführt

Roman

Rebecca Hardiman

Oma lässt grüßen, sie hat deine
nervige Tochter entführt

Roman

Aus dem Englischen von Ruth Keen

Insel Verlag

Meiner Mutter und meiner Großmutter gewidmet

Inhalt

Cover

Titel

Widmung

Inhalt

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

60

61

62

63

64

Danksagung

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

1

Zwei Drittel des Weges zum Büdchen hat Millie Gogarty schon zurückgelegt – eine Fahrt, die sie noch zutiefst bereuen wird, als sie feststellt, dass sie mit Vollgas im zweiten Gang dahinprescht, ohne das gutturale Knirschen aus dem Bug ihres Renaults wahrgenommen zu haben. Sie schaltet. Zugegeben, ihre Gedanken kreisen um ganz andere Dinge: um die Kleinigkeiten, die sie für das Abendessen mit Kevin besorgen will, um einen neuen Krimi für ihre bevorstehende Große Reise vielleicht, um ihre kaputte Glotze. Während einer Wiederholung von *Golden Girls* gestern Abend, an der Stelle, als die Damen versehentlich für reife Prostituierte gehalten wurden (albern, diese Amis, übertrieben, aber nie langweilig), gab der Bildschirm plötzlich seinen Geist auf. Nachdem sie auf den Fernseher eingedroschen hatte – ein paar optimistisch auf beide Seiten verteilte kräftige Schläge in der Hoffnung auf eine Wiederbelebung –, hatte sie sich in das alte Krankenzimmer ihres verstorbenen Peter zurückgezogen, wo sie inzwischen schläft, seitdem eine verstörende Lampenexplosion sie für immer aus dem oberen Stockwerk vertrieben hat. Hier hatte Millie zwischen uralten Wolldecken nach ihrem batteriebetriebenen Radio gekramt und sich schließlich hingelegt, das treue Philips, aus dem die große weite Welt herausströmte, gemütlich zwischen ein nacktes Kissen und ihr gutes Ohr geklemmt. Allmählich war ihr Unbehagen verflogen, nicht unähnlich der Wirkung eines Fünfuhr-Sherry, den sie trinkt, wenn der Wind vom Meer her postapokalyptisch um ihr Haus heult. Selbst die trostloseren Meldungen – Rezession, Korruption, peitschender Regen – können seltsam aufmunternd sein: Irgendwo widerfährt irgendwelchen Leuten gerade etwas.

Jetzt drängt sich jäh ein scharf ausschwenkender BMW in ihr Gesichtsfeld – ist sie etwa Zickzacklinien gefahren? –, dessen Fahrer Millie wild anhupt; sie winkt ihm im Gegenzug fröhlich zu. Als sie an der

nächsten Ampel hält und die beiden Wagen parallel zueinander zum Stehen kommen, lässt Millie ihr Fenster hinabfahren und macht dem Fahrer ein Zeichen, es ihr gleichzutun. Seine gepflegte Glasscheibe gleitet majestätisch nach unten.

»Entschuldigung!«, ruft sie. »Seit meinem Unfall habe ich eine steife Schulter!« Obgleich zwischen ihrer Verletzung und ihrem Fahrstil keinerlei Zusammenhang besteht, fühlt sich Millie bemüßigt, eine Erklärung abzugeben. Sie schiebt ihren rechten Ellbogen in die kühle Luft und lässt ihn flattern wie einen Hühnerflügel. »Er bereitet mir immer noch Schmerzen«, teilt Millie dem Mann mit, auf dessen Gesicht sich ein Nebel der Verwirrung abzeichnet, schickt ihm ein Stakkato aus drei freundlichen, dumpfen Hupzeichen und zieht an ihm vorbei.

Bevor sie sich zum Laden aufmachte, hatte Millie bei ihrem Sohn angerufen – genau genommen ist Kevin ihr Stiefsohn, aber sie mag nichts, was mit »genau genommen« umschrieben wird, und er war sowieso ihr Junge und sie seine Mum, seit sein Alter noch in Monaten gemessen wurde. Millie schickte sich nun an, ihm von dem heillosen Fernseher-Debakel zu berichten.

»Die ahnungslose Blanche hat die Mädels in einem Hotel für Nutten eingeecheckt«, erklärte Millie, »und die Polizei –«

»Ich fahre gerade die Kinder in die Schule, Mum.«

»Könntest du vielleicht mal vorbeikommen und dir die Sache anschauen? Ich halte das schwer aus ohne Fernseher.«

»Hast du die Batterien geprüft?«

»Der läuft nicht mit Batterien. Es ist ein Fernsehgerät.«

»Die Batterien der *Fernbedienung*.«

»Ah«, sagte Millie. »Also, wie sollte ich denn ...«

»Ich ruf dich gleich noch mal zurück.«

»Oder du wirfst mal einen Blick darauf, wenn du zum Abendessen kommst?«

»Wie bitte?«

»Schon vergessen? Es ist deine letzte Chance. Ich fahre ja am Sonnabend.«

»Ist mir völlig klar.«

»Wer weiß, ob ich je wiederkomme.«

»Sei bitte nicht albern.«

»Und bring eins der Kinder mit. Bring sie alle mit! Es gibt Lammkoteletts mit Bratkartoffeln.«

Sie hatte nichts dergleichen im Haus. Eine rasche Inspektion der Speisekammer, während derer sie das Telefon emporhielt und ihren Sohn vorübergehend ignorierte, brachte weder Olivenöl noch Kartoffeln ans Licht. Ein kurzer Blick in den Kühlschrank offenbarte – neben dem üblichen säuerlichen Geruch und einem blendenden Lichtstoß – exakt einen Viertelliter Milch, die schon gekippt war, drei oder vier welke Brokkolistrünke und ein einsames, angeknackstes Ei.

»Vielleicht bin ich das angeknackste Ei«, murmelte sie, als sie den Hörer wieder an ihr Ohr führte.

»Das«, sagte ihr Sohn, »stand nie außer Frage.«

*

Als Millie bei Donnelly's eintrifft, tippt sie, in einem an Gott und die Welt gerichteten Gruß, ihren Leopardmuster-Fedora aus Pelzimitat an. Millie Gogarty kennt viele Seelen in Dún Laoghaire und den umliegenden Dörfern – Dalkey, Killiney – und hält es für ihre Pflicht, wo immer und wann immer möglich, stehen zu bleiben und mit jedem einen kleinen Plausch zu halten – am windigen East Pier, auf dem Parkplatz des Einkaufszentrums, in der Schlange vor dem Bankschalter (sie hatte keinerlei Hemmungen, ihren Kaffee im Wartebereich der Bank of Ireland zu trinken, damals, als es ihn schließlich kostenfrei gab) oder eben auch in diesem Laden hier.

Sie schleicht sich an Michael Donnelly Junior heran, den halbwüchsigen, pockennarbigen Sohn des Besitzers, der sich an Wochentagen nach der Schule hinter den Verkaufstresen fläzt.

»Wusstest du, dass Jessica Walsh und meine Wenigkeit in drei Tagen in New York sein werden, über Weihnachten? Mein Ur-ur-ur-Großneffe« –

sie hat ein oder zwei zusätzliche »Ur«s eingebaut, wie es ihre Art ist – »lebte früher in Ohio, aber da fahren wir nicht hin. Da ist ja nichts los! Ich habe ihn mal besucht, und zwar ... ach, ich weiß nicht mehr, ist nicht wichtig.« Sie verschränkt die Arme, kommt in Fahrt. »Erster Weihnachtsfeiertag und keine Menschenseele auf der Straße! Kevin und ich – er war gerade achtzehn geworden – haben einen Spaziergang gemacht, überall türmte sich der Schnee meterhoch, und wir standen mitten auf der Straße und riefen: ›Hallo? Amerika? Ist da wer?‹«

»Tatsache, Mrs. Gogarty?«, sagt Michael mit einem Lächeln, das nicht einmal komplett verächtlich ist. Er wendet sich dem nächsten Kunden zu, Brendan Doyle, den Millie natürlich kennt, obwohl Brendan anscheinend völlig in den Anblick seiner abgewetzten Halbschuhe vertieft ist.

Sie strahlt die beiden an und trollt sich in Richtung der kleinen Schreibwarenabteilung: ein, zwei Regale mit angestaubten Glückwunschkarten, deren Existenz nur noch von Millies Generation wahrgenommen wird. Junge Leute bringen keinen Stift mehr zu Papier. Sie schreiben SMS. Ihre Enkelkinder tippen ewig und mit einer Fieberhaftigkeit, um die sie Millie beneidet, auf ihren Handys herum; sie weiß nicht, wann sie selbst je ein derart dringliches Verlangen verspürte, irgendetwas zu kommunizieren.

Sie wählt eine Karte mit eingepprägtem glänzenden Blumenbouquet – »Heute ist dein besonderer Tag, Tochter!« – und liest die kitschig-süßliche Botschaft im Innenteil. Sobald sie sie in der Hand hält, nimmt die Versuchung, das Ding mitgehen zu lassen, den letzten Gegenstand unter der Sonne, den die tochterlose Millie Gogarty braucht, eine unwiderstehliche Eigendynamik an, bis sie weiß, dass sie es einstecken muss – und wird.

Sie schaut zur Kasse hinüber. Michael tippt gerade Brendans Schokoladentafeln ein. Sie war ihm zuletzt in der Drogerie begegnet – da hatte er eine Tube Popo-Creme gekauft; ihr wird schwummrig beim Gedanken daran. Sie beginnt unter den Achseln zu schwitzen, als sie die rissigen Fächer ihrer Handtasche auseinanderdrückt, deren chaotischen Inhalt sie tief nach unten schiebt – veraltete irische Pfundmünzen, hart

gewordene, zerknüllte Tempos, hinfällige Notizen –, sodass die Tasche aufklafft wie ein Schnabel, der gefüttert werden will. Ihr Magen rebelliert. Ihr Herz, das Tag für Tag immer nur dem einen, dem üblichen biologischen Zweck dient, klopft jetzt wie wahnsinnig. Mit einer wilden, ruckartigen Bewegung, die sie später für ihren Untergang verantwortlich machen wird, stopft sie die Karte in ihre Tasche.

Millie atmet tief durch. Extreme Lässigkeit vortäuschend, zieht sie eine weitere Karte heraus, diese mit einem properen Kleinkind und einem Elefanten. Sie verkneift sich das Lachen. *Vielleicht hat Kevin recht: vielleicht bin ich endgültig verrückt geworden!* Sie wirft Michael wieder einen verstohlenen Blick zu, der ihn erwidert und unmerklich nickt, darum kichert sie, als fände sie besonderen Gefallen an den Worten im Innenteil. Millie fühlte sich ihr Leben lang zur Bühne berufen und hofft insgeheim noch immer, eines Tages entdeckt zu werden. Tatsächlich ist Millie Gogarty einen Moment über ihre Kühnheit erstaunt, da ihr Puls nur so hämmert und ganz Dún Laoghaire trotzdem glaubt, sie könne kein Wässerchen trüben. Ihre Gedanken wenden sich wieder dem Abendessen zu – eines ihrer Enkelkinder könnte auch aufkreuzen –, folglich geht sie frech auf einen Schaukasten mit Tayto-Chips zu und klaut eine Tüte Cheese and Onion und gleich noch eine mit Hula Hoops.

Von guter Laune und Erleichterung überwältigt, hüpfte sie förmlich wieder in ihr Auto, die Ausbeute des Morgens sicher verstaut auf dem Nebensitz. Sie setzt den linken Fuß auf die Kupplung, der rechte ist bereit, den Motor aufheulen zu lassen und zu ihrem Haus, Margate, loszusausen, als sie ein schüchternes Klopfen an ihrem Fenster vernimmt.

Es ist der Junior vom Laden, der jetzt überhaupt nicht lächelt. Eine panische, düstere Vorahnung packt sie. Widerwillig lässt Millie ihr Fenster hinunterfahren.

»Es ist mir wirklich unangenehm, Mrs. Gogarty, aber ich muss Sie bitten, noch einmal hereinzukommen.«

»Hab ich irgendwas vergessen?«

Er wirft einen Blick auf ihre Tasche. »Sie haben da ein paar Sachen drin, die Sie nicht bezahlt haben, glaube ich.«

Es folgt eine lange, inhaltsschwere Pause.

»Wie bitte?«, sagt sie und legt den Rückwärtsgang ein.

»Ich meine die da.« Er zeigt mit seinem dreckigen Stubbelfinger auf ihre Handtasche. Der Junge – knapp sechzehn, würde sie meinen, so alt wie die Zwillinge, hat wahrscheinlich noch anderthalb Jahre bis zum Schulabschluss – lässt seine Augen hektisch hin- und herwandern, vom Lenkrad zur Tasche, von der Tasche zum Lenkrad.

»Mein Dad hat gesagt, ich soll die Polizei rufen, wenn das noch einmal passiert.«

Die Polizei rufen!

Millie setzt ihr authentischstes »Ach herrje!«-Grinsen auf, mit dem sie hofft, das Bild der hilflosen, harmlosen Omi heraufzubeschwören. Aber ihr Körper verrät sie. Ihr Gesicht glüht, Schweißtröpfchen sammeln sich an ihrem Haaransatz. Es ist das traurige Los aller Alten, dass ihr Körper mit ihrem nach wie vor alerten Geist nicht mithält – Tumore sprießen, Knochen brechen beim kleinsten Ausrutscher auf dem Eis, ein Herz, das einfach eines Tages aufgibt wie das von ihrem Peter. Millies eigenes Herz klopft jetzt zum zweiten Mal an diesem Tag so heftig, dass sie sich vorstellt, wie es aus ihrer Brust herausexplodiert und davonflattert wie ein Vogel.

Junior starrt sie immer noch an. Sie führt ihren Handrücken an eine Braue wie eine vornehme Lady aus einem früheren Jahrhundert, die in Ohnmacht fällt; sie erträgt es nicht, angeschaut zu werden. Dann bricht sich ein einziger, entsetzlicher Gedanke Bahn: Wenn sich die Polizei einschaltet, wird Kevin es erfahren.

Kevin darf es nicht erfahren.

Er schnüffelt schon so genug herum, versucht wahrscheinlich, mit einer gespielten, tödlichen Sanftheit, die ihr panische Angst macht, Beweismaterial zusammenzutragen, mit dem er seine arme Mum in eins dieser gottverlassenen Heime für Gammelgemüse stecken kann. Millie Gogarty hat nicht vor, mit einem Haufen alter Runzeln zusammenzuziehen, die sabbernd in der Ecke hocken. Ihre gute Freundin Gretel Sheehy wurde im Williams House abgeladen, nicht mal fünf

Kilometer die Straße runter. Überflüssig zu erwähnen, dass Gretel es dort nicht lebend rausgeschafft hat.

Und jetzt kommt ihr ein zweiter, gleichermaßen gruseliger Gedanke: Was, wenn ihre Enkel oder die Fitzgeralds ein paar Häuser weiter oder alle in Süddublin Wind von ihrem Diebstahl bekommen? Die Möglichkeit einer solchen Schmach ist so mächtig, dass Millie die Vorstellung rigoros zurückweist und irgendwo in ihr mentales Schließfach sperrt, wo sie über die Jahre, klugerweise oder vielleicht auch nicht, viele andere Unannehmlichkeiten verstaubt hat.

Hektisch erwägt sie, ein Leiden vorzutauschen, vielleicht einen Schlaganfall? Etwas in der Art hat früher immer funktioniert, aber in ihrer Verwirrung kann sie sich jetzt nicht mehr erinnern, wann sie zum letzten Mal einen solchen Schwindel durchgezogen hat. Sie ahnt aber irgendwie, dass es hier in Dún Laoghaire war.

»Es tut mir wirklich leid«, sagt Junior. Eigentlich sieht er nicht einmal schlecht aus, trotz der Akne. »Die Sache ist nämlich die, ich hab die Polizei schon gerufen.«

2

Kevin Gogarty erhält den Anruf bei ein paar Pints im Brass Bell, einer der ältesten Kneipen im Stadtzentrum, bekannt für ihre Shows mit vielversprechenden Comedians auf der kleinen improvisierten Bühne im Zimmer des Obergeschosses. Auch Kevin hat sich einmal am Mikrofon versucht, als er sich, vor vielen, vielen Jahren, noch eine Karriere als Stand-up-Comedian vorstellen konnte. Er war mit seinem Running Gag über Blowjobs und Priester unheimlich baden gegangen, was ihn später in seiner Meinung bestärkte, seiner Zeit weit voraus gewesen zu sein. Die Mahagonischnitzereien und die Zapfhähne aus Messing, die heruntergekommene viktorianische Ausstattung liebt er aber nach wie vor, und hier trifft er sich mit Mick, seinem ehemaligen Arbeitskollegen und besten Kumpel, zu den seltenen Gelegenheiten, wenn er mal einen draufmachen kann.

Jetzt, da Weihnachten vor der Tür steht, herrscht ein wahnsinniger Andrang im Pub – das ganze Land lässt sich zulaufen. Kevin braucht eine geschlagene Minute, um sich unter zahlreichen Entschuldigungen und leichtem Antippen fremder Schultern durch die Massen zu schlagen, bis er den Tresen erreicht, wo er erleichtert aufseufzt: Er ist seinem Haus entflohen und mit Mick zusammen, der ihn garantiert mit jeder Menge Insiderstorys über die alte Zeitung unterhalten wird.

Die Barmänner wuseln wie immer umher, zapfen drei, vier Pints Ale und Stout und Cider auf einmal und nehmen Bestellungen der Kunden überall am langen Tresen an. Es ist ein Wunder, dass sie sich dabei nie vertun, dass sie deine Rechnung im Kopf addieren und dir in Windeseile das Wechselgeld herausgeben, ohne die Kasse zu bemühen, Bacardi und Cola mixen, Southern Comfort mit Kirschsafft, Irish Coffee, alles, was das Herz begehrt. Wenn Barmänner die Regierung übernähmen, denkt Kevin, wäre die Wirtschaft dieses Landes nicht so im Arsch.

Er sieht draußen vor der Kneipe trotz der Kälte kleine Grüppchen von Rauchern stehen, die sich gegenseitig bemitleiden und dicke Krebswolken wegpusten. Drinnen rauchen geht nicht mehr, hätte man das je gedacht? Er kommt sich vor wie ein alter Knacker, aber es ist schon wirklich erstaunlich, wie sehr sich Irland verändert hat. Früher war diese Kneipe zur Mittagszeit an jedem Tag der Woche rauchgeschwängert und brechend voll. Niemand hat jetzt mehr die Kohle, nachdem der »Keltische Tiger«, jener von ausländischen Investitionen hochgeputschte irische Wirtschaftsaufschwung, so brutal und demütigend erlegt wurde. Während der paar Monate, in denen er Kinder-Fahrgemeinschaften in seinem Monstrum von einem Minivan herumkutschiert, Hausarbeiten betreut, Geschwisterstreitigkeiten geschlichtet, endlos Fish and Chips und Erbsen gekocht hat, scheint sich die Welt verschoben zu haben und der eben noch florierenden Wirtschaft Dublins die Luft entwichen zu sein. Die Tage der Muße, in denen man nichts allzu ernst nahm, sind eindeutig vorbei.

Als Kevins Handy zum ersten Mal klingelt – eine unbekannte Nummer –, drückt er den Anruf weg, entdeckt Mick von weitem und winkt ihm zu. Er hört Musik, die gegen den Lärmpegel ankämpft – ah, Zeppelin. »Over the Hills and Far Away«. Mit einem Guinness in jeder Hand bahnt sich Kevin gekonnt und vorsichtig einen Weg zurück zu der kleinen Tischecke, die Mick für sie erbeutet hat, und das nicht ganz zufällig, wie Kevin sicher ist, neben zwei sehr hübschen, sehr jungen Frauen Anfang zwanzig, wenn überhaupt, die jede ein Glas und eine Miniflasche Chablis vor sich stehen hat.

»Was dagegen, dass wir uns hier mit ranquetschen?«, fragt Kevin.

Die schärfere – große, gescheite Augen, Brüste, an denen eindeutig nie gesaugt wurde, jedenfalls nicht von Babys, blendend weiße Ami-Zähne – schaut ihn an und lässt ihn in derselben Millisekunde abblitzen.

Schmerzlich zuckt Kevin unter ihrem gelangweilten Blick zusammen.

»Bin fertig mit der Arbeit«, sagt Mick. »Wenigstens für dieses Jahr.«

»Scheißkerl.« Die beiden Männer schütteln sich ausgiebig die Hand und Kevin befällt eine solche Hochstimmung – der Baum ist geschmückt, die Küche mit Essens- und Getränkevorräten aufgefüllt, Grace will auch

kommen, zumindest für ein paar Tage, vielleicht lässt sie ihn ja sogar mal ran, ein echtes Weihnachtswunder! –, dass er Mick umarmt.

»Hör mal, ich hab da vielleicht einen Tipp für dich«, sagt Mick.

»Weiß aber nicht, ob ich zu haben bin.«

»Halt die Klappe. Du kennst doch Royston Clive?«

»Nicht dein Ernst. Ist das nicht ein notorisches Arschloch?«

»Ja, mag sein, aber dieses notorische Arschloch will hier was in Gang setzen. Er sucht einen, der das Projekt managt. Und die können sich nicht retten vor lauter Fördergeldern.«

Kevins Handy klingelt zum zweiten Mal: wieder die unbekannte Nummer. Ein sorgenvoller Wurm bohrt sich in den fruchtbaren Boden seiner zu bösen Vorahnungen neigenden Seele. Es könnte Grace sein, die sich von unterwegs meldet; es könnte Mum mit einem ihrer unzumutbaren Wünsche sein. Oder Schwester Margaret aus der Schule, die sich über Aideens permanentes Zuspätkommen oder erneutes Unterrichtschwänzen beschwert. Es könnte auch sein, dass Aideen wieder abgehauen oder per Anhalter unterwegs ist oder irgendein kranker Widerling seine geliebte Tochter gefesselt in einem verlassenen Gartenschuppen festhält, ihr einen chloroformgetränkten Lappen ins Maul gestopft hat und ihn jetzt wegen der Lösegeldforderung anruft ...

Bei seiner kleinen Rebellin Aideen könnte es einfach alles sein.

Kevin versucht, seine Aufmerksamkeit wieder Mick zuzuwenden, der gerade eine köstlich anzügliche Schilderung eines spätnächtlichen Stelldicheins auf dem Schreibtisch des Verlegers in den Büroräumen seiner alten Arbeitsstelle zum Besten gibt. Dies ist für Kevin von speziellem Interesse, weil es dabei um seinen alten Boss John Byrne geht, diesen aufgeblasenen, aalglatten, arschgesichtigen Besserwisser. Kevin möchte die Geschichte unbedingt auskosten, tief eintauchen in alle schmutzigen Einzelheiten dieser miesen kleinen Affäre.

»Du entsinnst dich vielleicht«, Mick senkt die Stimme, »dass unser verehrter Verleger auf Rollenspiele steht, und damit meine ich nicht Shakespeare.« Mick grinst genüsslich. »Und du glaubst nicht, was seine Lieblingsnummer ist. Kein Scherz: ein unartiger Schuljunge, dem mal

ordentlich der Hintern versohlt werden muss.« Mick wiehert und bleckt dabei grau werdende Zähne.

Kevin reagiert in gebotener Weise mit wechselnden, überzeugenden Gesichtsausdrücken, aber in Gedanken ist er bei der unbekanntem Nummer, just in dem Moment, als sie zum dritten Mal aufleuchtet.

»Wart mal kurz, Mick«, sagt er. Dann, ins Handy: »Kevin Gogarty.«

Obleich er erst vor kurzem arbeitslos geworden ist – Kevin hat sich angewöhnt, sich in einem übertriebenen texanischen Akzent als »vorübergehend Hausmann und Vater« auszugeben –, meldet er sich am Telefon, als könnte er einen Kreativdirektor oder Vertriebsleiter am anderen Ende haben.

»Mr. Gogarty? Sergeant Brian O'Connor vom Polizeirevier Dún Laoghaire.«

Kevin erstarrt. »Ja? Geht's Aileen gut?«

»Aileen? Entschuldigung? Nein, es tut mir leid, Sie behelligen zu müssen, aber wir haben Ihre Mum hier. Dürften wir Sie bitten, herzukommen und sie abzuholen? Sie ist ziemlich durcheinander.«

»Was?« Kevin steckt sich den Daumen in sein freies Ohr. »Ist alles in Ordnung mit ihr? Was ist passiert?«

Die scharfen Bräute, denen der besorgte Unterton in Kevins Stimme nicht entgangen ist, unterbrechen sofort ihr Gespräch, aber im Moment verschwimmen sie für ihn nur im Hintergrund.

»Ist sie gestürzt?«

»Oh nein, es geht ihr gut«, sagt O'Connor. »Ich wollte Ihnen keinen Schreck einjagen. Nein, körperlich ist sie prima in Schuss. Es ist nur – es gab da einen Zwischenfall. Man hat sie leider mit gestohlener Ware in ihrer Handtasche ertappt.«

Kevin verharrt eine Weile schweigend, während er den vertrauten Spannungsboden der Gefühle durchlebt, der mit Ärger beginnt, dann in heißer Wut aufwallt und schließlich in einem traurigen kleinen Rinnsal aus Selbstmitleid abebbt. Er dankt dem Polizisten, legt auf und starrt Mick an, der sich, als beneidenswerter Single, der er ist, höchstens Sorgen darum machen muss, wo er sein nächstes Pint bestellen kann und welcher

Fußballspieler es auf die Klatschseiten schafft. Mick hat keine Familie, keine Meute Kinder. Während Kevin vier hat! Nach achtzehn Jahren hat er sich immer noch nicht von diesem Schock erholt. Zwei Jungen und zwei Mädchen, die ihn in der Nacht um drei wach halten vor Sorge, um die er sich kümmern, die er bekochen und biegen und formen und zu ehrenwerten Menschen machen soll. Von seiner diebischen Mutter ganz zu schweigen, die wieder einmal gerettet werden muss. Er leert sein Bier in einem Zug und steht auf.

»Tut mir leid, Mick. Ich muss los.«

»Hoffentlich nichts Schlimmes?«

»Aber nein, nichts weiter als die ganz normale Scheiße«, sagt Kevin verbittert. »Man hat gerade meine Mutter wegen Ladendiebstahls aufgegriffen. Sie ist jetzt bei der Polizei und treibt die Wache zweifellos an den Rand des Massenselbstmords. Jim Jones, so hieß er doch, dieser Sektenführer? Der hätte von Millie Gogarty noch so manches lernen können.«

3

Drei Kilometer südlich von Dún Laoghaire, im hübschen kleinen Küstendorf Dalkey, sitzt Aideen Gogarty am Laptop ihres Vaters und gibt das Wort »schmachten« im Suchfenster von *thesaurus.com* ein. Sie verfasst gerade ein Gedicht für Clean-Cut, den Leuchtstern am irischen Pop-Himmel, der mehr oder weniger einen Remix von Softrock-Hits aus den Mittsiebzigern und frühen Achtzigern schnulzt. Clean-Cut, in Wahrheit strubbelig und zerzaust, mit Bart, blond gebleichtem Haarmopp und hünenhaft wie ein amerikanischer Basketball-Profi, steht in krass komischem Widerspruch zu seinen vier ordentlich gekleideten, zwergenhaften Backgroundsängern. Nachdem Aideen jedes vorgeschlagene Synonym angeschaut hat – lechzen, sich verzehren, sehnen, dürsten, gieren, wollen, wünschen, verlangen, begehren –, verwirft sie alle miteinander als peinlich und ein bisschen scheiße.

Sie sucht das Bücherregal und die Flut der Papierstapel auf dem Schreibtisch ihres Dads nach dessen Uni-Thesaurus ab, der vor ihm schon seinem Vater gehörte und dem Aideen den Vorzug gäbe, weil er »alte Schule« und darum authentisch ist. Aideen dürstet – giert? – danach, authentisch zu sein.

Als sie den Umschlag des zerfledderten *Roget's*-Thesaurus erspät, fällt ihr Blick gleichzeitig auf das Foto eines strahlenden, sommersprossigen Schulmädchens in brauner Uniform, das ein scharlachrotes Notizbuch unter den Arm geklemmt hat. Offenbar handelt es sich um den Umschlag irgendeiner akademischen Broschüre. Ein Foto zum Gruseln – welcher Loser lässt sich freiwillig für die dämliche Werbung seiner Schule ablichten? –, aber neugierig geworden, betrachtet Aideen jetzt auch die anderen, großzügig über die aufklappbaren Glanzseiten verteilten Fotos: eine Mädchenschar mit Cricketschlägern auf einem makellos gepflegten Spielfeld, die Arme in Siegerpose hochgerissen; ein »Aufenthaltsraum«

mit Fuchsien und Kissen Marke »wohnlich-bemüht«; und als bestechendstes Bild von allen ein schmiedeeisernes Schild auf einem Grashügel mit der Aufschrift MILLBURN SCHOOL FOR GIRLS. Der darunterstehende Slogan »Ehre, Führung & akademische Exzellenz« klingt ziemlich anders als der, den Aideen über diese Institution gehört hat: »Arrogant, zickig und versaut«.

Als sie die letzte Seite der Broschüre aufklappt, sieht Aideen zu ihrem Erstaunen in der oberen rechten Ecke eines ansonsten leeren Antragformulars ein Foto von sich, mit einem kleinen, aber ekligen erkennbaren Pickel auf dem Nasenrücken.

Aideen versucht zu verarbeiten, was so offensichtlich und doch so unfassbar ist. Wie sie es dreht und wendet, ihre Reaktion besteht immer nur aus einem einzigen *Hä?*. Vor ihrem geistigen Auge lässt sie noch einmal den jüngsten Familienstress Revue passieren, auf der Suche nach einem Auslöser für so einen radikalen, heimtückischen Schritt. Ja, es stimmt, sie hat sich in letzter Zeit manchmal »aufgeführt« – absichtlich den Spiegel ihrer Schwester zerbrochen (was sie nicht bereut), das eine Mal zu oft in Mums Handtasche gegriffen, etwas Ärger in der Schule bekommen. Außerdem sind ihre Noten leicht im Keller.

Andererseits: Ist nicht die Tatsache, dass der Antrag noch nicht ausgefüllt ist, ein gutes Zeichen?

Aber das Foto.

Sie hört jemanden rufen und erspäht durchs Fenster ihren kleinen Bruder Ciaran, der sich gerade auf seinem Klettergerüst im Garten entlanghangelt. Hinter ihm hängen bedrohlich trübe Wolken an einem schmutzigen Dubliner Himmel. Kotz, und da ist auch ihre Zwillingschwester Nuala (Kodename Nemesis). Nemesis schlendert gerade vors Haus. Zweifellos sucht sie den Horizont nach Jungs ab und wirft dabei ihre wallende Nixen-Mähne erst nach links, dann nach rechts und dann wieder nach links, als würde ihr Haar die Straße überqueren wollen, als wäre sie eine kalifornische Zuckerschnitte aus einem Katy-Perry-Video, dabei ist sie in Wirklichkeit nur eine hirnlose Angeberin aus dem öden Provinznest Dalkey.

Aideen checkt im Laptop den Browserverlauf der letzten Woche und erkennt überdeutlich, mit sinkendem Mut und einem plötzlichen Verlangen, sich ins Bett zu legen und sich die Decke über den Kopf zu ziehen, dass ihr Dad die Webseite der Millburn-Schule nicht weniger als drei- bis viermal täglich aufgerufen hat.

Fuck.

Sie fängt an, auf Regalbrettern und in Schubladen zu wühlen, wonach, weiß sie selber nicht genau, nach Bestätigung, Beweisen dafür, so oder so – *aber bitte, lieber so als so!* –, dass sie nicht total und unwiederbringlich verloren ist. Millburn ist ein *Internat* voller hochnäsiger, selbstbewusster Mädchen, die sie garantiert hassen werden. Sie hört die Hintertür knallen. Rasch schiebt Aideen die Broschüre unter den unordentlichen Stapel, wo sie sie herhat, als Nemesis schon im Türrahmen auftaucht, mit Gavin Mooney, einem ihrer neueren, netteren Anhänger.

Die Schönheit ihrer Schwester ist eine schmerzliche Tatsache in Aideens Leben, vielleicht sogar *die* schmerzliche Tatsache überhaupt, und sie ist besonders unerträglich, weil sie Zwillinge sind. Aideen kommt es vor, als würden die Mädchen, direkt oder indirekt, fast an jedem Tag ihres Lebens miteinander verglichen, und obwohl es niemand je offen ausgesprochen hat, weiß Aideen, dass sie die Schlaue, nicht die Hübsche ist. Ein Typ von einer Modelagentur hat Nemesis einmal in Stephen's Green angehalten, ihr augenzwinkernd seine Visitenkarte überreicht und gesagt, sie solle unbedingt Porträtfotos machen lassen; sie sei eine »Vision« (totalen Zickentums) und er habe ein Studio in der Stadt, wo er sie ablichten könne. Nemesis hatte die Karte mit Tesa an ihren Schminkspiegel geklebt und sich bis an die Brechreiz-Grenze der Langeweile so endlos darüber aufgespult (daher auch des Spiegels gerechte Zerstörung). Jungs rufen sie *jeden Tag* an. Kein männliches Wesen hat je Telefonkontakt zu Aideen Gogarty aufgenommen, etwas, das sie mit grenzenloser Scham und Traurigkeit erfüllt. Sie ist verzweifelt entschlossen, dass niemand je davon erfahren wird, nie im Leben.

Und dann noch Mums und Dads ekelerregende Lobeshymnen auf Nemesis: Unsere Nuala ist so sportlich, die beste Akrobatin der Schule!

Unsere Nuala ist so begabt, sie hat die Hauptrolle in der Theateraufführung der Schule bekommen! Unsere Nuala ist so lieb, sie hat ein Bild von unserer perfekten Familie gemalt und es ist wunderschön geworden!

*Ein Mädchen, bei allen der Hit,
Jungs folgen ihr auf Schritt und Tritt.
So zart, hübsch und fein –
Ist alles nur Schein.
Ihr glaubt's – aber ich mach nicht mit.*

»Ich brauch den Computer«, verkündet Nuala in ihrer selbtherrlichen Überzeugung, dass ihr alles zusteht, und wippt ungeduldig auf den Zehenspitzen.

»Hi«, murmelt Gavin. Er trägt einen dunkelblauen Jogginganzug und weiße Puma Hightops.

»Du könntest Gavin ruhig hallo sagen.«

Aber Aideen ist von den gotischen Lettern der Millburn School abgelenkt, die aufdringlich auf dem Computerbildschirm ihres Vaters prangen. Da sie unbedingt verhindern will, dass ihre Zwillingschwester – die gleich gar nicht! – Wind von der Sache bekommt, einem *Internat!*, ignoriert sie Nuala und stellt sich mit dem Rücken vor den Bildschirm, um ihr den Blick zu versperren.

»Huuu, haben wir ein süßes Geheimnis?« Nemesis schnieft böse.

»Hallo, Gavin.«

»Egal«, sagt Nemesis. »Ich brauch den Computer.«

»Ich benutze ihn gerade«, sagt Aideen.

»Ich brauche ihn.«

»Verpiss dich.«

Nemesis schaut Aideen aus zu Schlitzen verengten Augen an, aber weil ein männliches Wesen in der Nähe ist, zieht sie lediglich beleidigt ab, während Gavin hinter ihr hertritt, wie alle. Aideen beschließt, der Sache weiter auf den Grund zu gehen, später, wenn alle schlafen. In den Stunden

vor Morgengrauen bekommt sie gewöhnlich alles heraus, was sich im Gogarty-Haus tatsächlich abspielt. Mum und Dad klopfen ständig große Sprüche über Offenheit und Ehrlichkeit und den ganzen Scheiß, aber dann verheimlichen sie alles, was interessant oder wichtig ist. Sie hat einmal einen Schwangerschaftstest im Klo ihrer Mutter gefunden – der negativ war, wie sie irgendwann begriff, nachdem sie die Packungsbeilage und dann den Stab näher inspiziert hatte. Was vermutlich erklärte, warum Mum in den darauffolgenden Tagen so niedergeschlagen wirkte. Unfassbar findet das Aideen, dass sich ihre Mum noch mehr Kinder wünscht, wo sie doch immer auf der Arbeit ist!

Dann war da der Brief an Dad, den Aideen zerrissen und ganz oben im Mülleimer fand: »Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass die Stelle, auf die Sie sich beworben haben, bereits ...«

Aideen geht in die Küche, wärmt die Lasagne laut der ermüdenden Anweisungen ihres Vaters auf – er neigt zu übermäßigen Erklärungen und macht sich ständig Sorgen. Sie stapelt neue Holzscheite auf das versiegende Kaminfeuer und stochert, immer noch starr vor Schock, darin herum. Zwar stimmt es, dass der Gogarty-Haushalt in letzter Zeit belastet ist, besonders, seit die Tourismus-Consultingfirma ihrer Mutter einen dicken neuen Kunden an Land gezogen und Dad seinen Zeitschriften-Job verloren hat. Neuerdings sieht man ihn oft mit großen, waidwunden Augen und Jammermiene herumlaufen und sich ununterbrochen in alles einmischen. Obwohl ihre Eltern immer betonen, wie klug und aufmerksam sie ist und was für eine große »emotionale Intelligenz« sie besitzt (was immer das heißt?), weiß Aideen, dass sie sie permanent enttäuscht. Sie trifft »falsche Entscheidungen«, das ist Elternsprech für nicht die Entscheidungen, die sie selber treffen würden. Alles zugestanden, okay, aber sie gleich abschieben wie eine Ausgestoßene, zu einer Horde von Fremden?

»Aideen? Ist das die Seite, die du gesucht hast?«, ruft Nemesis aus dem Arbeitszimmer mit säuselndem Hohn in der Stimme und, als Aideen eintritt, einem sadistischen, miesen kleinen Grinsen im Gesicht. Genau das sind die Momente, in denen Aideen Gerard am meisten vermisst, ihren

älteren Bruder, der im September zum Psychologiestudium ans University College in Cork gegangen ist und der ihr im Gegensatz zu ihren Eltern richtig zuhört.

Gavin bewegt sich jetzt mit gesenktem Kopf und abgewandten Blick rückwärts aus dem Raum. Aideen tritt an den Computerbildschirm und sieht, dass er lauter Fotos von stark vergrößerten Hautunreinheiten zeigt. Es ist eine Pickel-Webseite: verkrustete Pusteln, knollige, platzende Mitesser. Nemesis wirft den Kopf zurück, keckert hexenhaft und zoomt auf die schwarzweiße Retrowerbung von einem verzweifelten, pickeligen Fünfziger-Jahre-Teenager; darunter die Sprechblase: »Herr Doktor, werden diese Pickel mein Gesicht vernarben?«

Nuala hat recht: Aideen ist nicht attraktiv genug, wird es nie sein, was wirklich tragisch ist, denn mehr als alles andere ist es ihr heimliches Begehren, begehrt zu werden. Clean-Cut ist bei den Autogrammstunden in Plattenläden oder in den VIP-Fanzones hinter der Bühne wunderbar zu ihr, und selbst in seinen direkten Tweets an sie, was schon zweimal vorkam, aber da geht es mehr darum, dass sie ein treuer Fan ist, eine, die den Sänger und seine kurzgewachsene Crew schon angebetet hat, als sie noch Nobodys aus Rathfarnham waren. Welcher Junge, welcher *real existierende* Junge, würde sich je für Aideen Gogarty interessieren, besonders, wenn sie vom Glanz ihrer Zwillingsschwester dermaßen überstrahlt wird? Nicht mal ihre schreckliche Familie will sie haben. Ein hässlicher Knoten der Wut, vielleicht der gerechten Empörung über diese Ungerechtigkeit, vielleicht ganz normaler Geschwisterrivalität, löst sich in Aideen und entfacht in ihr einen seit Monaten schwelenden, schwärenden Funken des Selbsthasses.

Was vielleicht erklären könnte, was nun folgt, oder auch nicht. Jedenfalls greift sie nach der nächsten sich bietenden Waffe, dem Schürhaken, den sie versehentlich zwischen zwei inzwischen lodernden Holzscheiten im Kamin stecken gelassen hat. Jetzt ist er ein glühender, siedend heißer Stab, ein Brandeisen für Vieh oder ein groteskes Folterinstrument der CIA.

Er ist genau richtig.

Aideen holt damit gegen ihre Schwester aus. Beide schreien. Nemesis ergreift die Flucht, und sie rennen im ersten Stock herum, ganz wie in früheren Zeiten, als es noch ein Spaß war. Obwohl Nuala sechs Minuten älter ist, war Aideen die unangefochtene Bestimmerin ihrer Kindheitsstreiche. Sie traf die maßgeblichen Entscheidungen: Scrabble vor Monopoly, wann die Etagenbetten getauscht wurden (als sie noch ein Zimmer teilten), wer sich versteckte und wer suchte. Nuala folgte Aideen jahrelang in allem, bis sie es nach und nach, unerklärlicherweise, nicht mehr tat. Jetzt rasen sie in wildem Hass durch die weitläufigen, hohen Räume, Aideen unter markerschütterndem Gebrüll, mit dem sie den ekelhaften Troll einschüchtern will, dessen gleichzeitiges schrilles Kreischen viel mädchenhafter und viel weniger geistesgestört klingt. Irgendwann rennt Gavin ihnen hinterher und schreit, dass sie aufhören sollen, dann gibt er auf.

Natürlich hat Aideen keineswegs vor, direkt ins Fleisch ihrer Schwester zu brennen, sie will der blöden Kuh nur Angst einjagen. Später wird sie versuchen, das zu erklären, aber niemand wird ihr zuhören. Es hört ihr ja nie jemand zu. Schließlich fechten die Schwestern es dort aus, wo alles begann, am Kamin, lautlos bis auf gelegentliches Ächzen und Stöhnen. Es wird an Haaren gezogen, gepufft und gekniffen. Als Gavin endlich bei ihnen ankommt und die Sache auflöst, sitzt Aideen rittlings auf ihrer Schwester, deren zarte, schlanke Arme von Aideens knöchigen Knien niedergedrückt werden, während das hoch erhobene, zitternde Schüreisen drohend über ihnen schwebt und noch immer einen zischelnden leichten Rauchfaden zieht.

4

Von ihrem Ausguck auf einem Metallstuhl in der schäbigen, fensterlosen Kammer, die nach Kippen riecht – hach, jetzt eine Zigarette! –, sieht Millie, wie ihr gutaussehender Sohn ins Polizeirevier hereinrauscht. Er schüttelt seinen Mantel ab, unter dem ein schicker grauer Pulli und eine smarte Hose aus Wollstoff ohne Aufschlag zum Vorschein kommen. Immer noch rank und schlank, ist Kevin ein Mann, der auffällt und mit zunehmendem Alter distinguiert wirkt. Das dichte Haar, ebenfalls ein Pluspunkt, ist da kein Fehler, ist nur an wenigen Stellen ergraut und kaum fliehend. Sein von einem Schatten leichter Bartstoppeln akzentuiertes Gesicht ist gütig und ausdrucksstark; Millie würde es aufgrund des ausgeprägten Kinns, ebensolcher Brauen und der Intellektuellen-Drahtbrille direkt als gelehrt bezeichnen. Mit seiner komödiantischen Begabung – die in bescheidener Ironie leicht erhobene Braue, die in unechter Skepsis häufig zusammengekniffenen Augen, die kapitulierend erhobenen kräftigen Hände – kann er seine Umgebung meist mühelos verzaubern: einen Arbeiterpub auf dem Land, eine noble Abendgesellschaft, neulich eine Party bei sich zu Hause, wo er, wie man Millie später erzählte (seltsamerweise hatte sie nicht auf der Gästeliste gestanden), den versierten DJ gegeben und Stühle und Tische zur Seite gerückt hatte, um aus dem Stegreif einen Tanzboden zu schaffen. Aber kann er mit seinem Charme auch das Polizeirevier von Dún Laoghaire erobern?

Im Moment beugt er sich, ehemaliger Fußballspieler, der er ist, zu Sergeant O'Connor vor, dem Mann, der sie verhaftet hat, und hört ihm aufmerksam zu. Sie hat sich oft gefragt, ob Kevins athletische Tüchtigkeit – Fußball, Joggen, Tennis, Squash – nicht die direkte Folge dessen ist, dass er all die Jahre Peters versuchtem Heilungsprozess zusehen musste und Kevin im festen Entschluss aufwuchs, das Schicksal seines Vaters zu

vermeiden. Jetzt nickt er häufig und unterbricht anscheinend sein Gegenüber mit einer längeren Rede, nickt wieder und verschränkt die Arme. Ihr ganzes Leben, fällt Millie jetzt auf, haben sich Männer mit anderen Männern zusammengetan und Entscheidungen für sie getroffen. Was, fragt sie sich, würden in dieser speziellen Situation wohl die Golden Girls tun?

Schließlich bewegen sie sich, eine geschlossene, bedrohliche Einheit, wie eine kleine Wolke dräuenden Unheils, auf Millie Gogarty zu, der sich ein verstörendes Gefühl von »verkehrter Welt« aufdrängt, in der Kevin der Erwachsene ist und sie das unartige Kind. Kommt er jetzt, um sie auszuschimpfen, ihr zu drohen oder sie anzuschreien? Oder doch um Mitleid mit seiner Mutter und ihren Schrullen zu zeigen, zu vergeben und zu vergessen?

»Geht's Ihnen gut hier, Mrs. Gogarty?«, sagt O'Connor, nachdem er, ein jüngerer Beamter und ihr Sohn ihre Stühle scharrend zu ihr herangezogen haben. Es ist Ewigkeiten her, dass eine Gruppe Männer sie beachtet hat, geschweige denn flankiert, und eine lebenslange Vorliebe für das andere Geschlecht wirkt wie ein kleiner Stimmungsaufheller. Sie lächelt sie schüchtern an und macht sich klar, dass sie dieser Lage durchaus gewachsen sein könnte. Schließlich hat sie Peters Schlaganfälle erfolgreich bewältigt, alle drei, und ihm wieder das Sprechen beigebracht. Sie hat seinen Tod durchlitten und lange vorher den ihres Babys Maureen. Das hier ist doch ein Katzendreck dagegen.

Kevin sitzt keine dreißig Zentimeter von ihr entfernt, streng und unnahbar; er weigert sich, ihr in die Augen zu schauen.

»Kann ich Ihnen irgendetwas bringen?«, fragt O'Connor, »Kaffee, Tee?«

Millie lehnt ab, gibt dann mit dem Kopf ein Zeichen, dass sie gewappnet, bereit ist.

»Wir haben hier das Problem, dass Sie nicht zum ersten Mal ein paar Kleinigkeiten aus Mr. Donnellys Laden entfernt haben, nicht wahr? Schauen Sie, ein- oder zweimal war er noch bereit, ein Auge zuzudrücken, aber jetzt kommt er sich veräppelt vor, verstehen Sie?«

»Meine Herren«, sagt Millie tapfer, obgleich ein leichtes Zittern in ihrer Stimme liegt. »Ich glaube, das Ganze ist ein kleines Missverständnis. Ich war nämlich im Laden und meine gute Freundin Kara O'Shea, kennen Sie sie? Sie ist die Mutter von Henry und Dara O'Shea, wunderbare Segler, alle beide, haben den Kanal in einem Boot überquert, das nicht größer ist als eine Badewanne, also wann war das noch mal? Nein, ich schätze mal, dass –«

»Entschuldigung«, unterbricht Kevin, der plötzlich aufgesprungen ist. »Dürfte ich bitte mit meiner Mutter unter vier Augen sprechen? Nur kurz?«

Der Raum hat sich kaum geleert, als er herumwirbelt und sie wütend anfunkt und, wie sie jetzt sieht, ganz bestimmt nicht geneigt ist, Gnade oder Amnesie walten zu lassen.

»Sie wollen dich wegen Ladendiebstahls anzeigen, Mum«, zischt er, »also kannst du hier *nicht* mit der Mrs.-Überkandidelt-Nummer kommen.« Ein explosiver Spucketrophen saust auf Millie zu, die ihm instinktiv ausweicht und zusieht, wie er auf einem Metallhocker landet, der wahrscheinlich schon die Hintern von Hunderten der abgebrühtesten Kriminellen der Stadt beherbergt hat.

Millie fragt sich, ob die Bullen sich in einen dieser Räume mit Einwegspiegel zurückgezogen haben, die sie aus *Law & Order* kennt, um zu sehen, wie das Drama seinen Lauf nimmt. An der gegenüberliegenden Wand ist ihr ein Fensterkasten aufgefallen. Sie setzt eine gelassene Miene auf, lächelt zu ihrem Jungen hoch, den sie schließlich, und trotz allem, heftig liebt.

»Gibt es irgendeine menschlich nachvollziehbare Erklärung dafür, warum du ausgerechnet jetzt lächelst?«

»Das Ganze lässt sich doch aus der Welt schaffen. Ich gehe seit Jahren zu Donnelly's. Ich bin eine treue Kundin.«

»Treue Kundin!« Kevins Kinnlade fällt herunter, seine Augen werden zwei schmale Schlitze von der Art, wie ein Vorschulkind sie mit einem Plastikmesser in ein Knetmännchen-Gesicht drücken würde. »Ich frage mich allmählich ernsthaft, ob du noch *compos mentis* bist.«